Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 60. Bromberg, den 31. Juli 1923.

Huttens Beichte.

Hier schreit ich über meinem Grabe nun —
Hei Hutten, willst du deine Beichte tun?
's ist Christenbrauch. Ich schlage mir die Brust.
Wer ist ein Mensch und ist nicht schuldbewußt?
Mich reut mein allzu spät erkanntes Amt!
Mich reut, daß mir zu schwach das Herz geflammt!
Mich reut, daß ich in meine Fehden trat —
Mit schärf'ren Streichen nicht und kühn'rer Tat!
Mich reut die Stunde, die nicht Harnisch trug!
Mich reut der Tag, der keine Wunde schlug!
Mich reut — ich streu' mir Aschen auf das Haupt —
Daß nicht ich fester noch an Sieg geglaubt!
Mich reut, daß ich nur einmal bin gebannt!
Mich reut, daß oft ich Menschenfurcht gekannt!
Mich reut — ich beicht' es mit zerknirschtem Sinn —
Daß nicht ich Hutten stets gewesen bin!

Conrad Ferdinand Meyer
(aus seiner Dichtung „Huttens letzte Tage".)

Gustav Adolfs Page.

Novelle von Conrad Ferdinand Meyer.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

II.

„Höre, Page Leubelfing! Ich habe ein Hühnchen mit dir zu pflücken. Wenn du mit deinen flinken Fingern in den dringendsten Fällen dem Könige meinem Herrn eine aufgehende Naht seines Rockes zunähen oder einen fehlenden Knopf ersetzen würdest, vergäbest du deiner Pagenwürde nicht das geringste. Hast du denn in Nüremberg Mütterchen oder Schwesterchen nie über die Schulter auf das Nähkissen geschaut? Ich es doch eine leichte Kunst, welche dich jeder schwedische Soldat lehren kann. Du rümpfst die Stirne, Unfreundlicher? Sei artig und folgsam! Sieh da mein eigenes Besteck! Ich schenk' es dir."

Und die Brandenburgerin, die Königin von Schweden reichte dem Pagen Leubelfing ein Besteck von englischer Arbeit mit Zwirn, Fingerhut, Nadel und Schere. Dem Könige aus eifersüchtiger Zärtlichkeit überallhin nachreisend, hatte sie ihn mitten in seinem unseligen Lager bei Nüremberg, wo er einen in dasselbe eingeschlossenen, vom Kriege halb verwüsteten Edelsitz bewohnte, mit ihrem kurzen Besuche überrascht. In den widerstrebenden Händen des Pagen öffnete sie das Etui, enthob ihm den silbernen Fingerhut und steckte denselben dem Pagen an mit den holdseligen Worten: „Ich binde dir's aufs Gewissen, Leubelfing, daß mein Herr und König stets propre und vollständig einhergehe."

„Den Teufel scher' ich mich um Nähte und Knöpfe, Majestät", erwiderte Leubelfing unmutig errötend, aber mit einer so drolligen Miene und einer so angenehm markigen Stimme, daß die Königin sich keineswegs beleidigt fühlte, sondern mit einem herablassenden Gelächter den Pagen in die Wange kniff. Diesem tönte das Lachen hohl und albern und der Reizbare empfand einen Widerwillen gegen die erlauchte Fürstin, von welchem diese gutmütige Frau keine Ahnung hatte.

Doch auch der König, welcher auf der Schwelle des Gemaches den Auftritt belauscht hatte, brach jetzt in ein herzliches Gelächter aus, da er seinen Pagen mit dem Raufdegen an der linken Hüfte und einem Fingerhut an der rechten Hand erblickte. „Aber Gust", sagte er dann, „du schwörst ja wie ein Papist oder Heide! Ich werde an dir zu erziehen haben."

In der Tat achtete Gustav Adolf es nicht für einen Raub, die Krone zu tragen. Wie hätte er, welcher — ohne Abbruch der militärischen Strenge — jeden seiner Leute, auch den Geringsten, mit menschlichem Wohlwollen behandelte, dieses einem gutgearteten Jüngling von angenehmer Erscheinung versagt, der unter seinen Augen lebte und nicht von seiner Seite weichen durfte. Und einem unverdorbenen Jüngling, der bei dem geringsten Anlaß nicht anders als ein Mädchen bis unter das Stirnhaar errötete! Auch vergaß er es dem jungen Nüremberger nicht, daß dieser an jenem folgenschweren Bankett ihn als den „König von Deutschland" hatte hochleben lassen, den möglichen ruhmreichen Ausgang seines heroischen Abenteuers in eine kühne prophetische Formel fassend.

Eine zärtliche und wilde, selige und ängstliche Fabel hatte der Page schon neben seinem Helden gelebt, ohne daß der arglose König eine Ahnung dieses verstohlenen Glückes gehabt hätte. Berauschende Stunden, gerade nach vollendeten achtzehn unmündigen Jahren beginnend und diese auslöschend wie die Sonne einen Schatten! Eine Jagd, eine Flucht süßer und stolzer Gefühle, quälender Befürchtungen, verhehlter Wonnen, klopfender Pulse, beschleunigter Atemzüge, soviel nur eine junge Brust fassen und ein leichtsinniges Herz genießen kann in der Vorstunde einer tötenden Kugel oder am Vorabend einer beschämenden Entlarvung!

Als der nürembergische Junker August Leubelfing von dem Kornett dem Könige vorgestellt wurde, hatte der Beschäftigte kaum einen Augenblick gefunden, seinen neuen Pagen flüchtig ins Auge zu fassen. So wurde dieser einer frechen Lüge überhoben. Gustav Adolf war im Begriff, sich auf sein Leibroß zu schwingen, um den zweiten fruchtlosen Sturm auf die uneinnehmbare Stellung des Friedländers vorzubereiten. Er hieß den Pagen folgen und dieser warf sich ohne Zaudern auf den ihm vorgeführten Fuchs, denn er war von jung an im Sattel heimisch und hatte von seinem Vater, dem weiland wildesten Reiter im schwedischen Heere, einen schlanken und ritterlichen Körper geerbt. Wenn der König, nach einer Weile sich umwendend, den Pagen tödlich erblassen sah, so taten es nicht die feurigen Sprünge des Fuchses und die Ungewohnheit des Sattels, sondern es war, weil Leubelfing in einiger Entfernung eine ertappte Dirne erblickte, die mit entblößtem Rücken aus dem schwedischen Lager gepeitscht wurde, und ihn das nackte Schauspiel ekelte.

Tag um Tag — denn der König ermüdete nicht, den abgeschlagenen Sturm mit einer ihm sonst fremden Hartnäckigkeit zu wiederholen — ritt der Page ohne ein Gefühl der Furcht an seiner Seite. Jeder Augenblick konnte es bringen, daß er den tödlich Getroffenen in seinen Armen vom Rosse hob oder selbst tödlich verwundet in den Armen Gustav Adolfs ausatmete. Wann sie dann ohne Erfolg zurückritten, der König mit verdüsterter Stirn, so täuschte oder verbarg dieser seine Sorge, indem er den Neuling aufzog, daß er den Bügel verloren und die Mähne seines Tieres gepackt hätte. Oder er tadelte auch im Gegenteil seine Waghalsigkeit und schalt ihn einen Cassa-Cou, wie der Lagerausdruck lautete.

Überhaupt ließ er es sich nicht verdrießen, seinem Pagen gute väterliche Lehre zu geben und ihm gelegentlich ein wenig Christentum beizubringen.

Der König hatte die löbliche und gesunde Gewohnheit, nach beendigtem Tagewerk die letzte halbe Stunde vor Schlafengehen zu vertändeln und allerhand Allotria zu treiben, jede Sorge mit geübter Willenskraft hinter sich werfend, um sie dann im ersten Frühlicht an derselben Stelle wieder aufzuheben. Und diese Gewohnheit hielt er auch jetzt und um so mehr fest, als die vereitelten Stürme und geopferten Menschenleben seine Pläne zerstörten, seinen Stolz beleidigten und seinem christlichen Gewissen zu schaffen machten. In dieser späten Freistunde saß er dann behaglich in seinen Sessel zurückgelehnt und Page Leubelfing auf einem Schemel daneben. Da wurde Dame gezogen oder Schach gespielt und im Brettspiele schlug der Page zuweilen den König. Oder dieser, wenn er sehr guter Laune war, erzählte harmlose Dinge, wie sie eben in seinem Gedächtnisse obenauf lagen. Zum Beispiel von der pompösen Predigt, welche er weiland auf seiner Brautfahrt nach Berlin in der Hofkirche gehört. Sie habe das Leben einer Bühne verglichen: mit den Menschen als Schauspielern, den Engeln als Zuschauern, dem den Vorhang senkenden Tode als Regisseur. Oder auch die unglaubliche Geschichte, wie man ihm, dem Könige, nach der Geburt seines Kindes anfänglich einen Sohn verkündigt und er selbst eine Weile sich habe betrügen lassen, oder von Festen und Kostümen, seltsamerweise meistens Geschichten, die ein Mädchen ebenso sehr oder mehr als einen Jüngling belustigen konnten, als empfände der getäuschte König, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, die Wirkung des Betruges, welchen der Page an ihm verübte, und kostete unwissend den unter dem Scheinbilde eines gutgearteten Jünglings spielenden Reiz eines lauschenden Weibes. Darüber befiel auch wohl den Pagen eine plötzliche Angst. Er vertiefte seine Altstimme und wagte irgendeine männliche Gebärde. Aber ein nicht zu mißdeutendes Wort oder eine kurzsichtige Bewegung des Königs gab dem Erschreckten die Gewißheit zurück, Gustav unterliege demselben Blendwerk wie bei der Geburt seiner Christel. Dann geriet der wieder sicher Gewordene wohl in eine übermütige Stimmung und gab etwas so Verwegenes und Persönliches zum besten, daß er sich eine Züchtigung zuzog. Wie jenes Mal, da er nach einem warmen ehelichen Lobe der Königin im Munde Gustavs die kecke Frage hinwarf: wie denn die Gräfin Eva Brahe eigentlich ausgesehen habe? Diese Jugendgeliebte Gustavs und spätere Gemahlin De la Gardie's, welchen sie, da ihr der tapferste Mann des Jahrhunderts entschlüpft war, als den zweittapfersten heiratete, besaß dunkles Haar, schwarze Augen und scharfe Züge. Das erfuhr aber der neugierige Page nicht, sondern erhielt einen ziemlich derben Schlag mit der flachen Hand auf den vorlauten Mund, in dessen Winkeln Gustav die Lust zu einem mutwilligen Gelächter wahrzunehmen glaubte.

Es begab sich eines Tages, daß der König seiner Christel das Geschenk eines ersten Siegelringes machte. Auf den edeln Stein desselben sollte der Mode gemäß ein Denkspruch eingegraben werden, eine Devise, wie man es hieß, welche — im Unterschiede mit dem ererbten Wappenspruche — etwas dem Besitzer des Siegels persönlich Eigenes, eine Maxime seines Kopfes, einen Wunsch seines Herzens, in nachdrücklicher Kürze aussprechen mußte, wie z. B. das ehrgeizige „Nondum“ des jungen Karls V. Gustav hätte wohl seinem Kinde selbst einen Leibspruch erfunden, aber, wieder der Mode gemäß, mußte dieser lateinisch, italienisch oder französisch lauten.

So suchte er denn, tief auf einen Quartband gebückt, unter den tausend darin verzeichneten Sinnsprüchen berühmter oder witziger Leute mit seinen lichtgefüllten, doch kurzsichtigen Augen nach demjenigen, welchen er seiner erst siebenjährigen, aber frühreifen Christel bescheren wollte. Er belustigte sich an den lakonischen Sätzen, welche das Wesen ihrer Erfinder — meistenteils geschichtlicher Persönlichkeiten — oft richtig, ja schlagend ausdrückten, oft aber auch, gemäß der menschlichen Selbsttäuschung und Prahlerei, das gerade Gegenteil.

Jetzt wies ein feiner Finger mit einem scharfen schwarzen Schatten auf das hellbeleuchtete Blatt und eine Devise von unbekanntem Ursprung. Es war der über die Schultern des Königs guckende Page, die Devise aber lautete: „Courte et bonne!“ Das heißt: Soll ich mir ein Leben wählen, so sei es ein kurzes und genußvolles! Der König las, sann einen Augenblick, schüttelte bedenklich den Kopf und zupfte über sich greifend seines Pagen wohlgebildeten Ohrlappen. Dann drückte er Leubelfing auf seinen Schemel nieder, in der Absicht, ihm eine kleine Predigt zu halten. „Gust Leubelfing,“ begann er lehrhaft behaglich, den Kopf rückwärts in das Polster gedrückt, so daß das volle Kinn mit dem goldhaarigen Zwickel vorsprang und das schalkhafte Licht der halbgeschlossenen Augen auf das lauschend gehobene Antlitz des Pagen niederblitzte, „Gust Leubelfing, mein Sohn! Ich vermute, diesen fragwürdigen Spruch hat ein Weltkind erfunden, ein „Epikurer“, wie Doktor Luther solche Leute nennt. Unser Leben ist Gottes. So dürfen wir es weder lang noch kurz wünschen, sondern wir nehmen es wie Er es gibt. Und gut? Freilich gut, das ist schlicht und recht. Aber nicht voll Rausches und Taumels, wie der französische Spruch hier unzweifelhaft bedeutet. Oder wie hast d u ihn verstanden, mein lieber Sohn?“

Leubelfing antwortete erst schüchtern und befangen, dann aber mit jeder Silbe freudiger und entschlossener: „Solchergestalt, mein gnädiger Herr: Ich wünsche mir alle Strahlen meines Lebens in e i n Flammenbündel und in den Raum e i n e r Stunde vereinigt, daß statt einer blöden Dämmerung ein kurzes, aber blendend helles Licht von Glück entstünde, um dann zu löschen wie ein zuckender Blitz.“ Sie hielt inne. Dem Könige schien dieser Stil und dieser „zuckende Blitz“ nicht zu gefallen, obgleich es die Lieblingsmetapher des Jahrhunderts war. Er kräuselte spottend die feinen Lippen. Aber das noch ungesprochene rügende Wort unterbrechend, leidenschaftlich hingerissen, rief der Page aus: „Ja, so möcht' ich! Courte et bonne!“ Dann besann er sich plötzlich und fügte demütig bei: „Lieber Herr! Möglicherweise mißversteh' ich den Spruch. Er ist vieldeutig, wie die meisten hier im Buche. Eines aber weiß ich und das ist die lautere Wahrheit: wenn dich, mein liebster Herr, die Kugel, welche dich heute streifte“ — er verschluckte das Wort — „Courte et bonne! hätte es geheißen, denn du bist ein Jüngling zugleich und ein Mann — und dein Leben ist ein gutes!“

Der König schloß die Augen und verfiel dann, tagesmüde wie er war, in den Schlummer, den er erst heuchelte, um die Schmeichelei des Pagen nicht gehört zu haben oder wenigstens nicht zu beantworten.

So spielte der Löwe mit dem Hündchen und auch das Hündchen mit dem Löwen. Und als ob ein neckisches oder verderbliches Schicksal es darauf absehe, dem verliebten Kinde seinen vergötterten Helden aufs innigste zu verbinden, ihm denselben in immer neuer Gestalt und in seinen tiefsten Empfindungen zeigend, ließ es den Pagen mit seinem Herrn auch den herbsten Schmerz teilen, welchen es gibt, den väterlichen.

Der König bediente sich Leubelfings, dem er das unbedingteste Vertrauen bewies, um die regelmäßig aus Stockholm anlangenden Briefe der Hofmeisterin seines Prinzeßchens sich vorlesen und dann auch beantworten zu lassen. Diese Dame schrieb einen kritzlichen schmalen Buchstaben und einen breiten gründlichen Stil, so daß Gustav ihre umständlichen Schreiben meist gleich dem Pagen zuschob, dessen rasche Augen und bewegliche Lippen die Zeilen einer Briefseite nicht weniger behende hinuntersprangen als seine jungen Füße die ungezählten Stufen einer Wendeltreppe. Eines Tages bemerkte Leubelfing in der Ecke des Briefumschlages das große S, womit man damals wichtige oder sekrete Schreiben zu bezeichnen pflegte, damit sie der Empfänger persönlich öffne und lese. Die Pageneigenschaften: Neugierde und Keckheit überwogen. Leubelfing brach das Siegel und eine wunderliche Geschichte kam zum Vorschein. Die Hofmeisterin des Prinzeßchen hatte — gemäß dem vom König selbst verfaßten und frühe Erlernung der Sprachen vorschreibenden Studienplane — es an der Zeit gefunden, der Christel einen Lehrer des Italienischen zu bestellen. Die mit Umsicht vorgenommene Wahl schien geglückt. Der noch junge Mann, ein Schwede von guter Abkunft, welcher sich auf langen Reisen weit in der Welt umgesehen hatte, vereinigte alle Vorzüge der Erscheinung und des Geistes, einen edelschlanken Körperbau, einnehmende Gesichtszüge, eine feingewölbte Stirn, ein gefälliges Betragen, eine befestigte Sittlichkeit, gleich weit entfernt von finsterer Strenge und lächerlicher Pedanterie, adeliges Ehrgefühl, christliche Demut. Und damit verband er die Hauptsache: ein echtes Luthertum, welches, wie er selbst bekannte, erst in dem modernen Babylon angesichts der römischen Greuel aus einer erlernten Sache ihm zu einer selbständigen und unerschütterlichen Überzeugung geworden sei. Die kühle und verständige Hofmeisterin wiederholte in jedem ihrer Briefe, dieser Jüngling habe es ihr angetan. Auch die junge Prinzeß lernte frisch drauf los mit ihrem aufgeweckten Kopf und unter einem solchen Lehrer. Da ertappte die Hofmeisterin eines Tages die gelehrige und phantasiereiche Christel, wie sie, in einen Winkel geduckt, sich im stillen damit vergnügte, die Kugeln eines Rosenkranzes von wohlduftendem Zedernholz herunterzubeten, an denen sie von Zeit zu Zeit mit schnupperndem Näschen roch. „Ein reißender Wolf im Schafskleide!“ schrieb die brave Hofmeisterin mit fünf Ausrufungszeichen. „Ich schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und wurde zur weißen Bildsäule.“

Auch Gustav Adolf erbleichte, im Tiefsten erschüttert, und seine großen blauen Augen starrten in die Zukunft. Er kannte die Gesellschaft Jesu.

Der Jesuit war ins Gefängnis gewandert, und ihm stand, nach dem drakonischen schwedischen Gesetze, eine Halsstrafe bevor, wenn der König nicht Gnade vor Recht ergehen ließ. Dieser aber befahl dem Pagen, umgehend an die Hofmeisterin zu schreiben: Mit dem Mädchen seien nicht viel Worte zu machen, die Sache als eine Kinderei zu behandeln; den Jesuiten schaffe man ohne Geschrei und Aufsehen über die Grenze, „denn" — so diktierte er Leubelfing — „ich will keinen Märtyrer machen. Der verblendete Jüngling mit seinem gefälschten Gewissen ließe sich schlankweg köpfen, um in die Purpurwolke der Blutzeugen aufgenommen zu werden und gen Himmel zu fahren mitsamt seiner geheimen bösen Lust, das bildsame Gehirn meines Kindes mißhandelt zu haben."

Aber mehrere Tage lang ließ ihn „das Unglück und das Verbrechen" — so nannte er das Attentat auf die Seele seines Kindes — nicht mehr los und er erging sich in Gegenwart seines Lieblings, weit über Mitternacht, bis zum Erlöschen seiner Ampel, rastlos auf und nieder schreitend, freilich eher im Selbst- als im Zwiegespräche, über die Lüge, die Sophistik und die Verlarvungen der frommen Väter, während sich der im Halbdunkel sitzende Page entsetzt und zerknirscht an die klopfende junge Brust schlug und die leisen beschämenden Worte sich zurief: „Auch du bist eine Lügnerin, eine Sophistin, eine Verlarvte!"

Seit jenen nächtigen Stunden ängstigte sich der Page furchtbar, bis zur Zerrüttung, über seine Larve und sein Geschlecht. Der nichtigste Umstand konnte die Entdeckung herbeiführen. Dieser Schande zu entgehen, beschloß der Ärmste zehnmal im Abenddunkel oder in der Morgenfrühe, sein Roß zu satteln, bis an das Ende der Welt zu reiten, und zehnmal wurde er zurückgehalten durch eine unschuldige Liebkosung des Königs, der keine Ahnung hatte, daß ein Weib um ihn war. Leicht zumute wurde ihm nur im Pulverdampfe. Da blitzten seine Augen und fröhlich ritt er der tödlichen Kugel entgegen, welche er herausforderte, seinen bangen Traum zu endigen. Und wann der König hernach in seiner Abendstunde beim trauten Lichtschein seinen Pagen über einer Dummheit oder Unwissenheit ertappte, beim Kopfe kriegte und ihm mit einem ehrlichen Gelächter durch das krause Haar fuhr, sagte sich dieser in herzlicher Lust und Angst erbebend: „Es ist das letztemal!"

So fristete er sich und genoß das höchste Leben mit der Hilfe des Todes.

Es war seltsam. Leubelfing fühlte es: auch der König lebte mit dem Tode auf einem vertrauten Fuße. Der Friedländer hatte den Angriff an sich gerissen und den Eroberer in die unerträgliche Lage eines Weichenden, beinahe Flüchtigen gebracht. So legte der christliche Held sein Schicksal täglich, ja stündlich und fast herausfordernd in die Hände seines Gottes. Den Brustharnisch, welchen ihm der Page zu bieten pflegte, wies er beharrlich zurück unter dem Vorwand einer Schulterwunde, welche der anliegende Stahl drücke. Ein schmiegsames seines Panzerhemde, wie die Klugen und Vorsichtigen es auf bloßem Leibe trugen, ein Meisterstück niederländischer Schmiedekunst, langte an und die Königin schrieb dazu, sie hätte erfahren, der Friedländer trage ein solches, ihr Herr und Gemahl dürfe nicht schlechter beschirmt in den Kampf gehen. Dies feine Geschmeide warf Gustav als eine Feigheit verächtlich in einen Winkel.

Einmal in der Stille der Nacht hörte Leubelfing, dessen Haupt von demjenigen des Königs nur durch die Wand getrennt war, sich dicht an dieselbe drückend, wie Gustav inbrünstig betete und seinen Gott bestürmte, ihn im Vollwerte hinwegzunehmen, wenn seine Stunde da sei, bevor er ein Unnötiger oder Unmöglicher werde. Zuerst quollen der Lauscherin die Tränen, dann erfüllte sie vom Wirbel zur Zehe eine selbstsüchtige Freude, ein verstohlener Jubel, ein Sieg, ein Triumph über die Ähnlichkeit ihres kleinen mit diesem großen Lose, der dann mit dem albernen Kindergedanken, eine gemeinsame Silbe beendige ihren Namen und beginne den des Königs, sich in Schlummer verlor.

Aber der Page träumte schlecht, denn er träumte mit seinem Gewissen. In den richtenden Bildern, welche vor seinen Traumaugen aufstiegen, geschah es bald, daß der König den Entdeckten mit flammendem Blick und verurteilender Gebärde von sich wies, bald verjagte ihn die Königin mit einem Besenstiel und den derbsten Scheltworten, wie die gebildete Frau solche am Tage nie über die Lippen ließ, ja welche sie wohl gar nicht kannte.

Einmal träumte dem Pagen, seine Fuchsstute gehe mit ihm durch und rase durch eine nackte von einer zornigen Spätglut gerötete Gegend einer Schlucht zu, der König setze ihm nach, er aber stürze vor den Augen seines Retters oder Verfolgers in die zerschmetternde Tiefe, von einem höllischen Gelächter umklungen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst zu verschwenden.

Von Richard Germershausen.

Baron Gullasch, die Herren Raffke, Prasse und Konsorten, diese wenig sympathischen Typen unserer Tage, sind, wie alle Emporkömmlinge, wahre Virtuosen in der Kunst der Verschwendung. Sie scheffeln das Geld, aber sie werfen es auch mit vollen Händen wieder zum Fenster hinaus, und sie führen vielfach ein Leben, das weit weniger freudvoll als kostspielig ist. Aber solche Erscheinungen hat es in allen Zeiten großer Umwälzungen gegeben, und nur die Formen der Verschwendungssucht haben sich dem jeweiligen Zeitcharakter entsprechend gewandelt. Auf Kleopatras Idee, in einem Glas Wein den Millionenwert einer Perle, die sie zuvor aufgelöst hatte, zu verschlucken, wird heutzutage kein Verschwender mehr kommen, wogegen in den Tagen der verführerischen ägyptischen Königin niemand seine Zigarre mit einer Banknote angezündet haben würde: einmal, weil das Rauchen damals noch nicht üblich war, und dann, weil es — glückliches Zeitalter! — Papiergeld im Altertum noch nicht gab.

Aber gerade die römische Kaiserzeit war mit ihrer überfeinerten Kultur groß in der Kunst der Verschwendung, und was beispielsweise bei den römischen Gastmälern vertan wurde, übersteigt alle neuzeitlichen Begriffe. Denn die reichen Römer der Kaiserzeit waren nicht nur Feinschmecker, sondern auch große Fresser, eine Eigenschaft, die sie mit den Wohlhabenden der Renaissance gemein hatten. Heutzutage sollen so üppige Mähler nur noch hier und da, wenn auch ohne die raffinierte Verfeinerung, auf reichen Bauernhochzeiten vorkommen. Im Essen und Trinken tut es in unseren Tagen auch Herr Prasse der guten Gesellschaft gleich, bei der es seit langem nicht mehr üblich ist, sich den Magen zu überladen.

In der neueren Zeit ging der Hang zum Luxus und die Kunst, zu verschwenden, von Frankreich aus, wo der Wohlstand gegen Ende des 17. Jahrhunderts, in den Tagen des Sonnenkönigs, beim Adel und der hohen Geistlichkeit am größten war. Denn beide verstanden es auf das Beste, das Volk auszusaugen und auf seine Kosten herrlich und in Freuden zu leben, ganz so, wie es ihnen ihr Herr und Meister, der Raubkönig Ludwig, seines Namens der Vierzehnte, vormachte. Hundert Jahre später erhielten diese Prasser und Volksausbeuter auf der Guillotine dafür die Quittung. Aber als sie noch das Heft in der Hand hielten, gehörte es zur Selbstverständlichkeit, die Reit- und Wagenpferde mit Silber beschlagen zu lassen; viele ließen sogar die Radreifen aus Silber fertigen. Englands Gesandter am Hofe des Sonnenkönigs fuhr, weil er ja nicht hinter der Aristokratie des Landes zurückstehen durfte, in sechsspännigem Wagen; die Hufe der Pferde waren mit Silber beschlagen, die Radreifen vom gleichen Metall. Man trug damals auch die kostbarsten Rock- und Westenknöpfe. So hatte Ludwig XIV. an einer Weste Diamantknöpfe im Wert von einer Million Franken. Diese Westenknöpfe ließen August den Starken, den Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, nicht ruhig schlafen. Er mußte etwas ähnliches haben und ließ sich Westenknöpfe aus Diamanten von reinstem Wasser, beträchtlicher Größe und wunderbar schönem Schliff anfertigen, die sich noch heute unter den Sammlungen des Grünen Gewölbes in Dresden befinden. Auch Türschlösser und Türklopfer wurden aus Edelmetall gefertigt, gelegentlich sogar aus Gold. Noch zu Ende des 19. Jahrhunderts wurde in einem englischen Bauernhaus in der Grafschaft Kent die Entdeckung gemacht, daß der uralte Türklopfer nicht, wie man dachte, aus Messing, sondern aus Gold war. Dieses Farmerhaus war einstmals ein Besitztum des Kardinals Wolsey gewesen und von ihm bewohnt worden. In Deutschland ist ein so sträflicher Luxus kaum je getrieben worden, nicht etwa aus Gründen des guten Geschmacks, sondern weil man dort nach den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges dafür denn doch kein Geld hatte. Es braucht deshalb auch niemand, der noch alte messingene Türklopfer besitzt, in der Erwartung daran herumkratzen, daß sich das Urväterstück als lauteres Gold entpuppt.

Die eigentlichen Träger des verschwenderischen Luxus im letzten Menschenalter waren die amerikanischen Nabobs. Es waren freilich weniger die großen Moneymakers selbst als ihre Sprößlinge, die die Kunst des Geldausgebens übten und darin neue Rekorde sowohl an Zwecklosigkeit wie an Geschmacklosigkeit erreichten. Ihre Eitelkeit trieb sie auch

zum Erwerb von großen Kostbarkeiten aus fürstlichem Besitz. So kaufte Jay Gould für seine Tochter, als sie sich zum erstenmal, und zwar mit dem französischen Grafen Boni de Castellane, übrigens einem höchst üblen Zeitgenossen, verheiratete, eine Krone von Diamanten, die der Kaiserin Eugenie gehört hatte; es war ein fürstliches Vermögen, das er dafür zahlte. Seine Söhne Georg und Howard Gould trieben mit der Riesenerbschaft des Vaters einen noch weit höheren Luxus. Der eine von ihnen hatte den Spleen, eine Jacht zu besitzen, die genau so luxuriös war wie die des Zaren Nikolaus II., und auf der für zwölf Gäste je eine vollständige, mit höchster Eleganz eingerichtete Wohnung zur Verfügung stand, die aus Salon, Schlaf- und Ankleidezimmer und Badezimmer bestand. Natürlich kostete das Fahrzeug Millionen von Dollars. Im Geldausgeben waren die jungen Goulds überhaupt ungemein erfinderisch. Als einer von ihnen einer Dame ein Vielliebchen zu spenden hatte, ließ er einen Fächer anfertigen, der mit acht Medaillonbildern geschmückt war, die von den ersten amerikanischen Malern gemalt wurden. Dieses Vielliebchen kostete dem Mr. Gould die Kleinigkeit von 200 000 Dollar. Der andere Gould — es war der George — ließ die Treppengeländer seines Hauses und die den Teppich haltenden Rundstäbe aus massivem Silber mit Goldornamenten verfertigen. Das in Messing getriebene Balkongeländer ließ er dick vergolden, damit es allen Einflüssen des Wetters Trotz bieten könne.

Auch die englische Aristokratie verstand noch in unseren Tagen glänzend die Kunst des Geldausgebens. So besaß eine, jetzt schon seit Jahrzehnten verstorbene Lady Brassey einen Mantel aus Federn von Paradiesreihern, der 100 000 Pfund Sterling gekostet hatte, und noch dazu in einer Zeit, in der selbst so raffinierte Luxusdinge noch nicht annähernd so teuer waren wie jetzt. Uns ist infolge der mitteleuropäischen Geldentwertung ja überhaupt ein wenig das Begriffsvermögen für große Zahlenwerte getrübt worden; wenn wir von 100 000 Pfund sprechen, so machen wir uns kaum völlig klar, welch riesiger Betrag das ist. Wollten wir den deutschen Gegenwert von 2 Millionen Goldmark in Papiermark verwandeln, so würde sich beim gegenwärtigen Kurs der Mark eine Summe von 80 Milliarden ergeben. Die Atomisierung des Geldwertes, die wir heute erleben, macht ja leider den einstmals nur mit Hochachtung ausgesprochenen Begriff des Millionärs zur Karikatur; denn wer heute eine Million Mark sein eigen nennt, ist in Wahrheit ein armer Mann und besitzt genau so viel, wie er dereinst besaß, wenn er ein Zwanzigmarkstück nebst einer Silbermünze zu fünf Mark in der Tasche trug. So hat sich auch für uns der Begriff der Verschwendung gewandelt; angesichts unserer völligen Verarmung müssen wir heute schon denjenigen als Verschwender bezeichnen, der nutzlos eine Summe vertut, deren wirklicher Wert nicht über ein paar Silberstücke vergangener Zeiten hinausgeht.

Bunte Chronik

* **Merkwürdige Launen des Blitzes.** Der vom Himmel herniederzuckende Strahl ist unerschöpflich in dramatischen Überraschungen, von denen in einer englischen Zeitschrift besonders merkwürdige zusammengestellt werden. Bei einem Gewitter in England hatte eine Frau gerade ihren Arm gehoben, um ein Fenster zu schließen. Da zuckte ein Blitz hernieder, zwar ohne die Frau zu verletzen, aber als sie sich von dem Schrecken erholte, bemerkte sie, daß ihr goldenes Armband verschwunden war. Ein Mann in Nathal wurde durch den Blitz geradezu in Knoten zusammengedreht. Eins seiner Beine war mit einem Arm zusammengekrampft, während das andere Bein rund um den Hals gedreht war. Der vom Blitz Getroffene erholte sich wieder, und seine zusammengekrümmten Glieder streckten sich langsam. In Norwich schnitt ein Blitz einen Zoll Glas aus einem gläsernen Becher, der umgekehrt auf dem Tisch stand, ohne den Becher von der Stelle zu bewegen. Das Glas war so scharf herausgeschnitten wie mit einem Diamanten. Der elektrische Kobold machte sich auch den Spaß, die Uhr in dem Zimmer, durch das er fuhr, um vier Stunden vorzustellen, ohne die Uhr zu beschädigen. Tollkühnes Prahlen dem Blitz gegenüber hat sich schon manchmal gerächt. In Südafrika, wo mehrere Eingeborene in einem Kraal zusammensaßen, erklärte einer, er werde sich vor den Kraal stellen und gegen den Blitz mit seinem Horn blasen, um ihm zu zeigen, daß er sich nichts draus mache. Er tat es, aber kaum war der Klang des Hornes verhallt, da tötete ihn ein Blitzstrahl, während keiner der Dringebliebenen verletzt wurde. Eine grausige Entdeckung machte man nach einem Gewitter an den Ufern des Mississippi. Zwei Knaben waren an den Fluß gegangen, um einen Hund zu ertränken. Man fand ihre vom Blitz entseelten Körper, und bei ihnen hielt der Hund, völlig unverletzt, Wache. Von einem komischen Vorfall, bei dem der Blitz den Koch machte, wird aus England berichtet. Der Blitz war nachts in einen dicht mit Äpfeln beladenen Baum gefahren, und als der Besitzer am nächsten Morgen sich den Schaden besah, fand er einen Teil der Äpfel gebraten, so daß er sie als Bratäpfel verzehren konnte. (!) Höchst merkwürdig ist folgender Vorfall, der aus Texas erzählt wird. Ein blinder Mann hatte sich an ein Pferd geklammert, um sich von diesem im Gewitter leiten zu lassen. Der Blitz schlug beide nieder; als sie wieder aufstanden, hatte der Blinde sein Augenlicht wiedergewonnen, und das Pferd war erblindet.

*

* **Wahrsagekunst.** Der feinste Verein in der Stadt hielt ein großes Wohltätigkeitsfest ab, verbunden mit einem Basar, Würfelbuden, Panoptikum, sogar ein Zelt mit einer Wahrsagerin war da. Dieses Amt hatte eine junge Dame der „Gesellschaft" übernommen. Einmal kam auch mit einem Trupp anderer Gäste ein junges Mädchen zu der verschleierten Wahrsagerin und verlangte unter viel Kichern und Lachen die Zukunft zu wissen. Sie hielt ihre Hand hin, die Wahrsagerin betrachtete sie aufmerksam und sagte: „Sie sind heimlich verlobt und wollen bald heiraten." — „Tatsächlich," sagte das Fräulein überrascht. — „Ihr Verlobter heißt Max Meyer und hat einen schwarzen Schnurrbart." — „Tatsächlich — aber das ist ja geradezu zauberhaft. Sie können doch unmöglich den Namen meines Verlobten aus meiner Hand lesen." — „Nein," sagte die Frau hinter dem Schleier mit einem scharfen Beiklang, „aber ich kenne diesen Ring mit dem kleinen Smaragd, den ich Herrn Meyer erst vor drei Wochen zurückgeschickt habe."

*

* **Weshalb die Rüben den Feigen vorzuziehen sind.** Ein Araber brachte kürzlich seinem Herrn als Angebinde ein Bund dicker, ungewöhnlich großer Rüben, auf deren Zucht er nicht wenig stolz war. Als Gegengeschenk erhielt er von dem dankbaren Herrn einen Haufen Silbermünzen, die ihn bestimmten, einige Tage darauf die Sache zu wiederholen. Er brachte diesmal einen Zweig saftiger Feigen, traf es aber schlecht, denn der Herr hatte nicht gut geschlafen und war deshalb nervös und übler Laune. In seinem Unmut nahm er den Zweig und schlug ihn dem verblüfften Araber um die Ohren. Ohne ein Wort zu verlieren, kniete dieser auf den Teppich nieder und dankte Allah und Mohamed mit heißen Worten für die Güte, die ihm zuteil geworden sei. „Du Dummkopf, was tust du da", rief der Herr, „du hast es gerade nötig, dem Himmel zu danken! Was denkst du dir eigentlich dabei?" „Ich denke", antwortete der Araber, „daß du mich, wenn du das letzte Mal auch schlechter Laune gewesen wärst, statt mit diesen weichen saftigen Feigen mit den schweren Rüben bearbeitet hättest. Ist das nicht Grund genug, um Allah zu danken und die Vorsehung zu preisen?"

Kleine Rundschau-Ecke

* **Vision.** Er: „Ich hatte heute nacht einen sehr lebhaften Traum. Ich träumte, ich hielt um Sie an, und Sie baten mich, mit Ihrem Vater zu reden." — Sie: „Und was sagte Papa?" — Er: „Das weiß ich nicht. Ich weiß bloß, daß ich auf der Erde lag, als ich erwachte."

*

* **Irrtum.** Kaufmann: „Wie stehts mit Ihren Referenzen?" — Bewerber: „Wieso Referenzen?" — Kaufmann: „In meiner Anzeige habe ich doch ausdrücklich angegeben, beste Referenzen." — Bewerber: „Ich dachte, das bezog sich auf Sie!"

*

* **Im Zoo.** Guck mal, Hans, wie das Nilpferd den Rachen aufreißt." — „Es merkt jedenfalls, daß du Zahnarzt bist, Papa."

*

* **Beim Zahnarzt.** „Ja, liebe Frau, da ist nichts zu machen, Ihr Junge macht ja den Mund trotz allen Zuredens nicht auf." — „Ach — wissen Sie was, Herr Doktor, zeigen Sie ihm mal Ihre Rechnung, da sollen Sie sehen, wie er gleich Mund und Nase aufsperrt!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.